

61

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

4.

Cachaprés begann nun um das Gehöft zu streichen wie ein Sperber, der seine Beute umkreist. Er schweifte hinter den Hecken umher, schlenderte den Waldessaum entlang, oder hielt, auf einem Baume zusammengekauert, Ausschau nach ihr, auf dem im Fluge erhaschten Anblick ihres flatternden Rockes oder eines Stüchchens ihrer Gestalt sein Verlangen nährend. Zu seiner Vernichtungswut war noch ein ganz anderer, gebieterisch drängender Trieb hinzugekommen. Er vernachlässigte die Hinterhalte und Schlupfwinkel in den Büschen. Das rötliche Fell des Hasen vermochte seiner Flinte nicht mehr den mörderischen Blick zu entlocken, der so oft Tod und Verderben gebracht. In den Tiefen eines Gestrüppes schlummerte nun seine Biische.

Bald war er mit den Gewohnheiten des Hauses vertraut. Mit Tagesanbruch wurde das Vieh auf die Weide getrieben. Es gab zwei Weideplätze, einen unter den Obstbäumen und den anderen auf der großen Wiese im Wald. Manches Mal trieb Germaine das Vieh wieder ein. Zweimal war er ihr nachgegangen. Sie hatten nichtsagende Worte gewechselt, aber dabei einander zugelächelt, durch das bloße Bewußtsein ihrer Nähe beglückt. Und dann war sie knapp vor dem Gehöfte plötzlich mit einem „Adieu“ dabongelaufen.

Nachmittags ging sie ins Feld. Es wurden die letzten Kartoffeln gesteckt. Gulotte hatte eigens einige Mägde für diese Arbeit gedungen, und sie war mitten unter ihnen, gleich einer von ihnen emsig schaffend und über die braunen Schollen geblickt.

Stundenlang beobachtete er sie, hinter einem Baume oder Busche verborgen; eine innere Stimme warnte ihn, sich zu zeigen. Den Korb aus geflochtenen Weidenruten gegen die Hüfte gestemmt, schritt sie längs der aufgeworfenen Furchen einher, abwechselnd ihre Hand in den Korb tauchend und vor sich ausfäend; und in dieser sich rhythmisch wiederholenden Geste lag eine erhabene Größe. Hinter ihr warfen die Mägde das lockere Erdreich mit einer Schaufel wieder zusammen.

Voll Bewunderung sah er in dem heißen Dunste des Nachmittags die Bewegungen ihrer biegsamen Gestalt. Dann und wann streckte sie sich gerade und rastete ein Weilchen mit halbgeschlossenen Augen, die Fäuste in die Hüften gestemmt und aus tiefer Brust die warme Luft einatmend.

Einmal ahnte er den Schrei des Käuzchens nach, damit sie den Kopf nach ihm umwende. Sie sah im Gehölze sich etwas in den Zweigen regen, und da sie ihn dort ahnte, winkte sie mit der Hand. Da begann er hell zu wiehern wie ein junges Fohlen.

„Wie drollig er ist!“ dachte sie bei sich.

Als an jenem Tage der Stand der Sonne die vierte Nachmittagsstunde kündete, kehrten die Mägde allein nach dem Hofe zurück. Sie habe keinen Hunger, sie wolle lieber noch säen; die Arbeit ginge viel zu langsam vorwärts. Und noch andere Gründe mehr, nach dem Weggang der Frauen allein im Felde zu bleiben.

Cachaprés sprang vom Baum herunter; mit ein paar Sägen war er an ihrer Seite.

„Du bist's?“

„Ja.“

„Was hast Du denn auf dem Baum gemacht?“

„Nichts.“

„Oh, doch!“

„Was?“

„Mir zugehört hast Du, gest?“

Er wiegte den Kopf.

„Da hast Du recht.“

Sie maß ihn mit einem seltsamen Lächeln und sagte: „Augenichts! Eine schöne Beschäftigung, die Du da hast! Nichts tun und den ganzen lieben Tag den Mädeln nachschauen!“

Er suchte nach einer Erwiderung.

„Ja,“ sprach er, „ich verdien' in einer einzigen Nacht so viel Geld, daß ich drei Tage lang müßig gehen kann. Und

überdies macht es mir Spaß, Dir so zuzusehen. Das tu' ich mindestens ebenso gern, wie mir die Füße wundlaufen.“

Sie bemerkte, daß sie in ihrer Kindheit am liebsten im Walde herumgelaufen sei; doch kam sie nur selten dazu, da ihr erster Vater es nicht leiden mochte. Und plötzlich ging's wie eine böshafte Freude über ihr Gesicht.

„Richtig! Das hab' ich Dir noch gar nicht gesagt: mein erster Vater war ein Förster.“

Er glaubte, daß sie sich über ihn lustig machen wolle.

Aber da klärte sie ihn über die Ehe ihrer Mutter mit dem Pächter Gulotte auf. Die schönste Zeit ihres Lebens hatte sie auf dem Pachtbause verbracht. Als ganz kleines Kind war sie nicht so recht glücklich gewesen: nicht, daß ihr Vater mit ihr gerade schlecht gewesen wäre, aber er war übellaunig wie alle Leute, die im Walde lebten. Und indem sie das sagte, streifte ihn ein herausfordernder Seitenblick.

„Ah, ich,“ erwiderte er, „ich bin so weich wie Butter. Ich weiß gar nicht, wie das ist, jemandem weh tun!“

So prahlte er und erging sich in überschwenglichen Lobreden über seinen vortrefflichen Charakter. Dann gab er wieder seiner Bewunderung Ausdruck, daß sie die Tochter Maucoords sei und nicht Gulottes, wie er ursprünglich geglaubt; und er brach in ein helles Lachen aus:

„Ah, das ist zu komisch! Wenn Dein Vater noch lebte, hätt' ich ihn am Ende gar einmal niedergeschossen!“

Sie richtete sich in die Höhe, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt:

„Das war ein Mann!“ versetzte sie abweisend, „er hätte Dich zuerst niedergeknallt wie einen Hund.“

„Möglich,“ antwortete er kleinlaut; er sah ein, daß er ein wenig zu weit gegangen war.

Und er lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Bald käme nun der Kirmestag. Er wollte wissen, ob sie gerne tanze, und da sie bejahte, sagte er:

„Ich auch; man hüpf und springt, macht ein bißchen Dummheiten und zum Schlusse wird geküßt. Gelt, wir werden uns auch küssen, Germaine?“

„Das möcht' ich sehen!“

Er kam ganz nahe an sie heran, packte sie an den Handgelenken und suchte ihre Wange gewaltsam an sein Gesicht zu ziehen.

„Das macht man so,“ lachte er.

„Und das macht man so,“ versetzte Germaine und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Ihr war die Hornröte in die Wangen gestiegen. Es verdroß sie, daß er stärker war als sie. Wie ein Verräter hatte er sie überrumpelt, nein, noch viel ärger . . .

Seine trunkenen Augen brannten auf ihr:

„Möchtest Du mir's nicht nochmals zeigen, Germaine?“ rief er.

Sie konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Nein,“ erwiderte sie, „dann müßt' ich immer und immer wieder von neuem anfangen.“

In der Nähe erschollen Stimmen.

„Bloß ein einziges Mal noch,“ bettelte Cachaprés und trat mit ausgebreiteten Armen und geblähten Nasenflügeln auf sie zu.

„Versuch' es,“ rief sie und ergriff einen Spaten.

Mit einem Faustschlag schleuderte er den Spaten zur Seite und preßte seine Lippen auf ihre warme Haut.

„Satanskerl! Spitzbube Du!“ rief Germaine halb lachend, halb wütend.

Sie warf ihm den Spaten nach, ohne ihn jedoch zu treffen. Er lief mit großer Sprüngen davon, nach Art verfolgter Wilderer den Oberkörper vornüber neigend, daß der Kopf fast die Höhe der Hüften erreichte. Im Gehölz angelangt, sandte er ihr ein gellendes Kikiriki zurück. Die Mägde kamen eben wieder aufs Feld.

Langsam sah ihm Germaine veronnen nach.

5.

Es war tatsächlich so, wie Germaine gesagt: sie war die Tochter des Forsthüters Maucoord, der vor fünfzehn Jahren im „Eichenwalde“ vom Blitze erschlagen worden war. Den ersten Teil ihrer Jugend hatte sie in einem trübseligen, aber peinlich nett gehaltenen Häuschen verlebt. Sie hatte nie eine

andere Geipielln gehabt als ihre Mutter, eine strenge, rechtschaffene Frau, zur Zeit, als ihr Gatte starb, noch immer die schönste Frau der ganzen Gegend. Der Förster verbrachte fast seine ganzen Tage außer Haus mit der Aufsicht über die Staatsdomänen; und Mutter und Kind blieben allein in dem Häuschen am Waldestrand zurück und starteten hinter den vorgezogenen Gardinen in die schaukelnden Zweige oder in den rieselnden Regen.

Zu Mittag kam der Vater heim. Dann belebte sich das Haus für ein Weilschen mit Tellergeklapper, und etwas wie Leben huschte an den blaugeblühten Tapeten empor zu dem schweren Eichentafel der Decke. Mutter, Vater und Kind setzten sich um den Tisch, wie erstaunt über ihr Beisammensein.

Doch nie unterbrach ein frohes Lächeln das gleichförmige Schweigen der drei Menschen, die sich da für kurze Zeit vereinigt fanden. Der melancholische und jähzornige Mann liebte sie mit einer wortkargen Zärtlichkeit, die er seinem tiefinnersten Wesen abgerungen zu haben schien. Er lebte in ihrer Mitte auf sich zurückgezogen, bei Witterungswechsel von heftigen Gichtanfällen geplagt. Dann sah er, die schmerzenden Beine auf einen Schemel ausgestreckt, schwerfällig in einer Ecke neben dem Kamine zusammengekauert, das Treiben seiner hin und wider eilenden Frau und des spielenden Kindes stumm beobachtend, und so folgte ein Tag dem anderen in unendlicher, gähnender Einförmigkeit. Allmählich kroch eine eisige Kälte ins Haus, deren sich Mutter und Kind nur durch ein noch innigeres Zusammenschließen zu erwehren vermochten.

Als Madeleine geheiratet, hatte sie einen Acker, einige Möbel und das Bettzeug mit in die Ehe gebracht; Narcisse besah das Forsthaus, das er von seinem Vater geerbt hatte. Dank ihrer Sparsamkeit breitete sich allmählich ein behaglicher Wohlstand über das nett gehaltene Häuschen, dessen alljährlich frisch getünchte Fassade bereits von außen die innere Sauberkeit verriet.

Germaine war sechs Jahre alt, als eines späten Juliabends ein paar Schaknechte den vom Blitze getroffenen Förster auf einer Bahre aus geschlossenem Meißa heimbrachten. Für Frau Madeleine war dies ein tiefer, stiller Schmerz. In ihrem Narcisse verlor sie nicht so sehr einen geliebten Gatten, als die Stütze des Hauses und den Vater ihres Kindes. Es war, als ahnte ihr, daß ihr aus diesem Verlust doppelte Lasten und noch Verpflichtungen für alle Zukunft erwachsen würden. Ueberdies brachte dies Ereignis einen jähen Riß in ihr gewohntes Leben, und fortan gab es einen leeren Platz an dem Tische, wo früher ihr Mann gesessen war.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarz und weiß.

Von Friß Müller = Zürich.

Das war eine lustige Zeit.

Das war die Zeit, wo Vaters Bart das Grau verlor und plötzlich weiß geworden war, schloßweiss.

O, Vater war noch statlich, äußerst statlich. Fest und aufrecht schritt er hin. Seinen Rücken hatte sie ihm nicht verbiegen können, die Entlassung. Das wars ja gerade — weil der nicht verbiegbar war, deshalb hießen sie ihn gehen.

Fünfzehn Jahre war's so recht gewesen. Die rechte Hand war Vater in der Gieherei. Kein Guß und keine Form, zu der nicht Vater erst sein Ja und Amen hätte sagen müssen. Und sie hätten ihn den Jahren nach den „Alten“ heißen können. Sie taten's nicht. Er blieb zu straff dazu. Straff und — gütig.

Da sah der Haken. Dem neuen Generaldirektor war er viel zu gütig gegen solche, die ihm unterstanden.

„Zimmer sorgt er erst für diese,“ hieß es, „wo bleibt da das Werkinteresse.“

„Das geht nicht länger,“ sagte der Direktor, „das ist eine Schlamperei, verstehen Sie, eine Schlamperei!“

Alles Frühere war eine Schlamperei beim neuen Generaldirektor. Die Urlaubslänge der Beamten — eine Schlamperei. Pensionsberechnungen — eine Schlamperei. Schlampereien waren Vaters Prämien an die Gußarbeiter. Und da Vater fest blieb, war sein Werk zu Ende in der großen Gieherei.

Ein fünfzehnjähriger Knabe zu Ende in der Gieherei — das ist nicht dasselbe, wie wenn man einen Federhalter hinsetzt, um an ein anderes Kust zu gehen. Bureaubeamte senken keine Wurzeln in das Hauptbuch oder in das Tintenfaß, bei dem sie gerade stehen. Sie verwachen selten mit dem einen Kust auf Leben oder Sterben. Anders ist dies in den Hallen einer Gieherei.

Hier senkte Vater seine besten Wurzeln in den Sand der hundert Formen. Hier verwuchs er mit den rotgestrichenen Hölzern. Hier schweißte Feuersglut und silbernes rinnendes Metall den Mann zum Werk an Ort und Stelle. Hier baute er zusammen mit dem Eisen und ward wie es, starr und treu und fest.

Wer aber sagt, die eine Gieherei sei wie die andere, die blauen Flämmchen, die unterm eingelaufenen Gußstück mit den Zungen in die Werkstatt lecken, seien immerfort dieselben, da und dort — ei, der ist noch in keiner Gieherei gewesen. Der hat keine Ahnung, wie es tut, wenn man den Menschen von dem Werke trennt, an das er wuchs.

Der weiß auch nicht, wie's Vater da zu Mute war, als er zum letzten Male die enge Tür beim Pförtner streifte, durch welche täglich tausend Menschen gingen, kamen, wieder gingen, wie Blut und Ebbe an den Meerespforten.

Der weiß das so wenig wie wir Kinder damals, als der Vater beinahe über Nacht mit einem weißen Bart am Tisch saß. Unser Jüngster klatschte in die Hände:

„Seht, ach, seht doch, Vaters Bart ist weiß geworden!“

Mutter sagte nichts und blickte immerzu in ihren Suppenteller. Aber Vater scherzte:

„Wir hatten neulich weißes Feuer in der Gieherei, versteht ihr, das hat ihn so gemacht, den Bart.“

„O, weißes Feuer!“ sagte voll Bewunderung unser Jüngster, „weißes Feuer...“ Und seine Augen träumten wie im Märchen in die Weite. Wir haben Vaters weißes Feuer nie vergessen.

Ich aber war der Älteste und sah in Vaters Aug' was kladern, was sonst nie darin war: die Sorge. Die Sorge, die ihm jetzt mit Mutter um die Bette übers Haar strich. Die Mutter über's Haupthaar, und die Sorge um den Bart. Woher es schließlich kam, daß Vaters Kopfhaar schwarz blieb, schwarz und wellig, wogegen der Sorge weißes Feuer immer lichter um den Bart des Vaters lohnte.

Und jedesmal, wenn Vater von einem vergeblichen Bewerbungsgang vom Bahnhofe kam, schien das weiße Feuer weiter an den Wangen aufgelöst zu haben. Nicht lange mehr, dann mußte es im Kampfe liegen an den Schläfen mit der Mutter Hand. Und wer dann siegte...

Einmal sah ich länger über meinem Aufsatz, als ich sollte. Da hörte ich im Nebenzimmer Vaters Stimme:

„Es wäre keine schlechte Stellung gewesen, Mutter. Und er hätte mich genommen — ich sah es deutlich, Mutter — wenn — wenn nicht der Bart — der weiße Bart — du weißt schon, Mutter.“

„Vater,“ hörte ich der Mutter Stimme zögernd, „Vater, wenn du einmal...“

„Man kann es ihnen nicht verdenken, Mutter. Sie wollen junge Leute haben, Leute, welche keine weißen Bärte...“

„Weißt, Vater, sei nicht böse, aber wenn du einmal ausnahmsweise — ich glaube, es gibt da ein ganz unschädliches Färbemittel, Vater...“

„Mutter, ich hab mein Lebtag nie geflunkert. Soll ich jetzt in meinen alten Tagen...“

Da war ich ganz leise durch die Küchentüre auf den Gang geschlichen. Wie im Traume ging es treppenabwärts. Und dennoch weiß ich heute noch wie damals — nein, heute noch viel deutlicher als damals — was für Gedanken mir bei jedem Treppenabsatz durch die jungen Schläfen gingen.

Das also war die Sorge.

So jung ich war — so jung — leise knisternd stieg es mir im Innern aufwärts — das weiße Feuer — das weiße Feuer...

Dann kam ein Tag, da Vater sich zu Tische setzte, nein, da Vater die Türe öffnete, und ich mir dachte:

„Das ist doch nicht des Vaters Griff. So drückt der Vater keine Klinken nieder — so zögernd und so lautlos?“

Aber dennoch war er's. Unsicher ging er zu dem Mittagstische. An eine Ecke stieß er sich. Unseren Augen wich er aus. Seine schauten bittend in die leere Luft. Warum, warum —?

Plötzlich sah ich's: Vaters Bart war wieder schwarz geworden. Von einem glänzenden, von einem aufdringlichen Schwarz starre Vaters Bart.

Und dann war's wieder, daß unser Jüngster in die Hände patzen wollte. Ich hörte ihn im Geiste schon schreien:

„Seht, ach, seht nur, Vaters Bart ist wieder schwarz geworden!“

Ich aber hob den Blick zum Jüngsten und sah ihn an — drohend, stumm...

Da schwieg er.

Da lohnte es wieder weiß über unseren Mittagstisch. Da legte es sich schwer und ebern über diesen Tisch. So schwer und ebern, wie sonst nie vorher und — nie danach. Denn am nächsten Mittagstische — doch halt, ich muß ja erst vom Abend vorher was erzählen.

Also, da es schon dunkel wird, hören wir des Vaters Tritte auf dem Gange, fest und voll. Wieder geht die Klinken an der Tür abwärts, aber gar nicht zögernd. Ja, das ist wieder Vaters rechter Griff...

Auf geht die Tür. Vater steht im Zimmer, breit und aufrecht. Schneelust hat er mitgebracht von draußen. Sie weht von seinem Mantel, frisch und zuversichtlich. Gleich wird er sprechen.

Ja, so denken wir. Und wie ein zweiter Sturmwind fahren wir jetzt über Vater her, wir, die Mutter und die Kinder:

„Vater, was gibt's Neues?“

„Vater, rede doch was ich?“

„Aber Vater, wie magt uns nur so lange zappeln lassen!“

Vater aber sagt mit seiner alten Ruhe wieder:

„Aber Kinder, laßt mich doch mal erst verschlafen . . . So — jetzt den Mantel ab . . . So — und jetzt den Hausrod an . . .“

Da seh ich, wie es heiter über Mutters Züge blüht: sie drängt nicht mehr, sie weiß genug.

Und so war es auch. Vater hatte wieder eine Stelle. Vater hatte wieder eine Gießerei. Noch größer als die erste. Und nach einer Weile hatte er in diese doch noch seine Wurzeln gesenkt . . .

Was soll ich noch erzählen.

Wie? Der Bart? Der schwarze Bart? Also der — ja, der ist langsam wieder weiß geworden — ja, wieder weiß — doch von der Sorge nicht . . .

Populäre Kunstbücher.

Wir besitzen heute eine recht ansehnliche Reihe von Kunstbüchern, die bei einem Preise, der ihre Anschaffung jedem einzelnen möglich macht, zahlreiche Abbildungen und einen mehr oder weniger befriedigenden Text enthalten. Meistens ruht der Hauptnachdruck heute auf den Abbildungen. Diese nun sind gegen früher nicht nur zahlreicher, sondern auch bedeutend besser, schärfer und treuer geworden. Diese beiden Dinge, Bereicherung der Zahl und Verbesserung der Qualität, die sich doch sonst ausschließen pflegen, ließen sich in der Buchillustration dadurch vereinen, daß die modernen photomechanischen Reproduktionsverfahren weit billiger sind, als der früher übliche Holzschnitt oder Kupferstich, und gleichzeitig, da sie ja auf der mechanisch bearbeiteten photographischen Aufnahme beruhen, auch weit zuverlässiger als die freie Uebersetzung einer Zeichnung auf den Holzstock oder die Kupferplatte. Denn hierbei hatte oft genug derjenige, der die Originalzeichnung auf den Druckstock übertrug, das Objekt selbst gar nicht gesehen, so daß zwei mögliche Fehlerquellen bestanden: mangelnde Zuverlässigkeit dessen, der das Originalobjekt skizzierte, ferner die des Zeichners, der einen Tempel in Griechenland abzeichnete, und zweitens die mangelnde Zuverlässigkeit des Zyklographen, der diese Skizze auf das Holz übertrug. Beide Fehlerquellen fallen jetzt fort. Die Aufnahme des Gegenstandes besorgt der unbestechliche photographische Apparat, und die Fertigstellung der Aufnahme zum Druck erfolgt durch eine Reihe von rein mechanischen und chemischen Prozessen, die jede Trübung des wahren Tatbestandes ausschließen, wenn nicht etwa sinnlose Retuschen vorgenommen werden. Gleichzeitig aber ist diese Art der mechanischen Herstellung naturgemäß billiger, als wenn es künstlerisch ausgebildeter Zeichner, Holzschneider und Graveure bedarf.

Hier hat also die moderne Technik einen dankenswerten Fortschritt gebracht, dank dem es in der Tat dem Arbeiter größtenteils erst möglich geworden ist, sich kunstgeschichtliche Bücher anzulegen. Für 1—2 Mark erhalten wir heute Bücher, die an Güte und Reichtum der Abbildungen denen weit überlegen sind, die unsere Väter mit dem zehnfachen Preise bezahlen mußten. Man muß es auch unseren Verlegern bestätigen, daß sie es nicht haben an Willen fehlen lassen, als es galt, die Vorteile der Technik für das minderbemittelte Publikum nutzbar zu machen. Heute nun schießen billige, allen erschwingliche Kunstbücher wie Pilze aus dem Boden und es ist für den Käufer, der sich jeden Kauf gründlich überlegen muß und jeden Mißgriff ebenso in pekuniärer wie in ideeller Beziehung schwer empfindet, nicht leicht, das Richtige zu finden. Es sei deshalb in folgendem ein Uebersicht über das Vorhandene gegeben.

Die zunächst unabwehrbare Fülle der angebotenen Bücher gliedert sich bei näherem Zusehen in Gruppen. Denn die Verleger, die populäre Kunstbücher herausgeben, tun das nicht vereinzelt und zusammenhanglos, sondern in gewissen Serien, Sammlungen oder Bibliotheken. Diese Sammlungen geben also für uns den leitenden Faden ab, der uns durch das Labyrinth der Kunstliteratur führen soll.

Sehr bekannt ist die von Teubner in Leipzig herausgegebene Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Jeder Band kostet 1 M., gebunden 1,25 M. Mitarbeiter sind zahlreiche Fachmänner von Ruf. Es liegt bei dieser Sammlung der Hauptnachdruck noch nicht so überwiegend auf den Abbildungen, wie bei den meisten anderen. Und schließlich machen doch auch die Abbildungen allein noch kein Buch! Wir brauchen auch einen gediegenen, zuverlässigen Text, der uns in die Zusammenhänge einführt. In diesem Text liegt in allgemeinen die Stärke der Teubnerschen Sammlung. Auf alle Bände dieser Serie, die über Kunst handeln, können wir natürlich nicht einzeln eingehen. O. Janzen schrieb über „Niederländische Malerei im XVII. Jahrhundert“, Paul Schubring über Rembrandt, Wustmann über Dürer, Vordner über „Häusliche Kunstpflege“, Lazar über die Maler des Impressionismus, Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf verlegt die „Blauen Bücher“, deren jedes 1,80 M. kostet. In dieser Serie sind einige ganz vorzügliche Sachen erschienen. Wir nennen aus ihnen „Deutsche Plastik des Mittelalters“, „Griechische Bilderwerke“ (Text von Sauerlandt), „Deutsche Dome“ (vorzüglicher Text von Pinder), „Moderne Plastik“ (Text von Madenberg), „Das Haus in der Sonne“, das Bilder und Zeichnungen des Schweden Larsson bietet, und schließlich die beiden Hefte „Dänische Maler“ und „Schweizer Maler“. Auch ein Michelangelo-Band ist vorhanden, und ein mehr landschaftliche, als künstlerische Motive enthaltendes Buch „Bilder aus Italien“.

Die bekannte Sammlung Göschen führt ebenfalls einige der Kunst gewidmete Bändchen (a 80 Pf.). Richard Muther behandelte für sie vor zehn Jahren in fünf Bändchen eine „Geschichte der Malerei“, die nicht unbedingt empfohlen werden kann, obgleich sie sehr fesselnd geschrieben ist. (Abbildungen fehlen.) Geeigneter für unsere Zwecke sind Stegemanns „Plastik des Abendlandes“ (mit mehreren Tafeln) und ganz besonders die „Archäologie“ von Koepf in drei Bändchen, die ganz vorzüglich, ja eigentlich musterhaft ist (mit zahlreichen Abbildungen).

Der Leser wird vielleicht schon die Nennung der Velhagen und Klasing'schen „Künstlermonographien“ vermist haben. Leider hat diese Sammlung, die so gut und empfehlenswert begann, mehr und mehr sich dem Mißgünstigen und der Kritiklosigkeit überlassen. Die neueren Bände verdienen nur noch ganz selten Anerkennung und Lob. Wir nennen hier lieber einige der früheren, zuverlässigen und lesenswerten Bände, so die von Thode verfaßten Mantegna, Giotto, Correggio, Tintoretto, die von Knapp geschriebenen Sarto und Perugino, Gronaus Leibl, Steinmanns Pinturicchio.

Im allgemeinen noch weniger empfehlenswert erscheinen uns die von der gleichen Verlagsbuchhandlung herausgegebenen „Volksbücher der Kunst“ (a 60 Pf.). Nur eines dieser Hefte verdient uneingeschränktes und warmes Lob, das von Diez verfaßte Milletheft, dessen Lesart wir dringend empfehlen.

Von großem wissenschaftlichen und pädagogischen Ernste wird die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ des Verlages Quelle und Meyer getragen. (Preis 1,25 M.) Es sind in dieser Sammlung einige Bändchen herausgekommen, die die weiteste Verbreitung verdienen. Genannt seien: „Altorientalische Kultur im Bilde“, „Griechische Kultur im Bilde“ (Hans Lamer), „Römische Kultur im Bilde“ (derselbe) und der Doppelband „Christliche Kunst“, dessen Textband von Bürtner schwächer ist als der Abbildungsband von Bisthum.

Neu ist die Serie der Xenienbücher (a 2 M.) des Xenienverlages zu Leipzig. Die uns bisher bekannt gewordenen Bände Venenuto Cellini (von Corwegh) und Bonaventura Benelli sind recht ansprechend.

Nach einem etwas anderen Standpunkt ist eine Bibliothek des E. M. Seemann'schen Verlages zusammengestellt: „Berühmte Kunststätten“. Es liegen hier, im Preise zwischen 3 und 4 M. schwankend, bereits über 60 Bändchen, geschmackvoll gebunden und reich illustriert, vor. Berlin, Nürnberg, London, Paris, Rom, Venedig, Florenz, New York, Regensburg u. a. an alten und neuen Städten sind hier behandelt von berufenen Kennern dieser Orte.

Für den sehr niedrigen Preis von je 60 Pf. bieten die Weicherschen Kunstbücher eine große Zahl von scharfen Abbildungen fast aller namhaften Meister. Doch fehlt hier jeder Text vollständig, und das Format ist ein wenig allzu klein!

Ein sehr schönes, teiglich wie illustrativ gleich vollendetes Buch muß hier genannt werden, das den Anfang einer Serie darstellen soll, die der „Inselverlag“ plant. Der „Rembrandt“ von Emile Verhaeren. (Geb. 3 M.) Diesem wunderschönen, zu Herzen gehenden Buch des großen belgischen Dichters ist jetzt ein zweiter Band gefolgt, der Rubens geweiht ist. Es handelt sich hier um Bücher, die nicht nur ihrem Inhalte nach gut und empfehlenswert, sondern auch ihrem äußeren Gewande nach eine Zierde, ein Schmuckstück sind!

Der Verlag R. Piper u. Co. in München hat eine Serie von populären Büchern geschaffen, die einen bestimmten Stoff, ein bestimmtes Thema durch die Jahrhunderte verfolgen. „Das Tier in der Kunst“, „Der nackte Mensch in der Kunst“ (Hans Fein), „Das Teufliche und Groteske in der Kunst“ (W. Michel) sind in textlicher Beziehung nicht ganz einwandfrei, enthalten aber sehr interessantes und schönes Abbildungsmaterial. Hier und da ist die Auswahl etwas zu „sensationell“. Meiner ist unsere Freude an einer anderen Serie dieses Verlages, den Monographien über Hans v. Marées, Suzanne, van Gogh, Manet, Renoir und andere Größen der modernen Kunst, die, zum größten Teil von Julius Meyer-Gräfe geschrieben, allerdings in den Preisen bereits hohen gehen (3—5 M.).

Noch etwas höher geht Eugen Diederichs in Jena mit den Bänden seiner „Kunst in Bildern“ (a 6 M.), die aber doch genannt sein müssen, da derjenige, der tiefer dringen will und bereits einige Vorkenntnisse hat, ohne sie kaum auskommen kann. Die Texte müßten allerdings anders angefaßt werden. Erschienen sind von den geplanten 25 Bänden „Altdeutsche Malerei“, „Die Frührenaissance der italienischen Malerei“, „Altneuländische Malerei“ und „Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei“.

Die „Klassiker der Kunst“ (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) schließlich kommen nur für Bibliotheken in Betracht. Ihr Preis schwankt zwischen 6 M. und 15 M. Es seien aber kurz einige der wichtigsten Bände angeführt: Raffael, Dürer, Holbein, Thoma, Schiwd, Murillo, Velasquez, Tizian.

Wir wenden uns wieder niedrigeren Preiszonen zu. Die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege“ gibt in ansprechend ausgestatteten Heften zu billigstem Preise Bilder von Hans Thoma, Trübner, Liebermann u. n. m. an. neuen Meistern heraus. Und eine ganz besonders rühmliche Tat bezeugen die Kürbinger Lehrer, indem sie eine wundervolle Albrecht Dürer-Monographie in großem Format mit herrlichen, deutlichen und scharfen Bildern zu dem sehr billigen Preise von 1,80 M. herausgaben. Den

sehr geschickten Text verfaßte Friedrich Richter. Der Verlag heißt Seibold in Ansbach. Diesem Buche, das eine kulturelle Tat ist, wünschen wir die weiteste Verbreitung.

Zum Schluß nennen wir einige Einzelbücher, die gewiß allen Lesern viele Freude bereiten werden, zwei Selbstbiographien deutscher Maler. Ludwig Richters „Lebenserinnerungen“ sind von jeher allgemein geschätzt worden und jetzt mit Unterstützung des Dürerbundes im Verlage von Hesse in Leipzig in einer billigen Volksausgabe erschienen. Im gleichen Verlage erschienen zum ersten Male die „Lebenserinnerungen“ Ludwig Emil Grimms, eines jüngeren Bruders der großen Gelehrten Jakob und Wilhelm Grimm, denen wir unsere deutschen Märchen verdanken. Dieser jüngere Bruder, der Maler geworden war, kann sich an Bedeutung mit jenen nicht messen, aber er ist ein liebenswerter, frischer und tapferer Mensch gewesen, dessen einfach und schlicht mit gutem Humor geschriebenen Erinnerungen lebhaftes Interesse erwecken, da der Maler dieses erlebte und mit vielen bedeutenden Menschen in Verbindung kam.

Wir verzeichnen endlich die Tatsache, daß bei der „Akademischen Verlagsgesellschaft“ Neubabelsberg eine umfangreiche Kunstgeschichte zu erscheinen begonnen hat, auf die wir wenigstens die Bibliotheken hinweisen möchten, da die Herausgabe in Lieferungen zu 1,50 M. diesen die Anschaffung des kostbaren und höchst umfangreichen Werkes sehr erleichtert. Das Buch trägt den Titel: „Handbuch der Kunstwissenschaft“ und wird von Fritz Burger, dem Privatdozenten der Münchener Universität, herausgegeben. Es sind einige unserer besten Gelehrten Mitarbeiter. Die uns vorgelegten Lieferungen 1 und 2 erwecken große Hoffnungen. Ganz besonders ist die illustrative Ausstattung unübertrefflich! Adolf Bruno.

Kleines feuilleton.

Wirtschaftsgeschichte.

Die Frau als Schöpferin der menschlichen Wirtschaft. Am Anfang der menschlichen Wirtschaft hat nach den früheren Anschauungen immer der Mann gestanden. Nun aber beginnt sich immer mehr die Auffassung stetig Bahn zu brechen, die den Beginn des wirtschaftlichen Daseins der Menschheit auf völlig andere Basis stellt und die Frau zur Schöpferin unserer Wirtschaft macht. Diese Theorie wird u. a. von dem Wirtschaftsforscher Eduard Hahn in der „Internationalen Monatschrift“ vertreten. Schon seit langem zweifelt man daran, daß die ältesten Menschen nur als Hirten und Jäger ihr Dasein gefristet haben. Dem widerspricht die Tatsache, daß die westliche Hälfte der Welt niemals den Milchgenuß in die Wirtschaft aufgenommen, niemals ein Haustier mit wirtschaftlichen Absichten gezähmt und gehalten hat. In China z. B. hat man sich nie entschließen können, die Milch als etwas Genießbares anzusehen. So ist denn kein Grund vorhanden, unsere ältesten Vorfahren allein als Jäger anzusehen und ebenso wenig nur als Hirten. Sie haben nicht nur tierische Nahrung, sondern schon gemischte Kost gehabt. Wie es aber falsch ist, die Viehzucht als eine ursprünglich den Männern vorbehaltene Beschäftigung anzusehen, so gilt dies noch mehr von der Gewinnung und Bereitung der pflanzlichen Nahrung. Die Frau wird in den Mittelpunkt der Anfänge menschlicher Wirtschaft gerückt und ihr ein weitgehender Einfluß auf die Entwicklung der materiellen Kultur eingeräumt. Ihr ist in der Hauptsache die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit zu danken.

Diese Auffassung begründet Hahn dadurch, daß er die Zustände, die noch heute bei den primitiven Völkern Afrikas und Australiens herrschen, zum Vergleich heranzieht. Bei den Australiern wie bei den Bushleuten ist der Mann durchaus nicht der ausschließliche Ernährer der Familie, sondern er ist bereits stark durch soziale Verpflichtungen in Anspruch genommen. Die Männer beschäftigen sich schon in diesen Urformen der Kultur vielfach mit Dingen, die man als religiöse, ideale und künstlerische Ziele bezeichnen kann. Diese Interessen füllen ihre Zeit gut zur Hälfte aus, und so hat man denn nicht mit Unrecht den Australier in Queensland als „Sportsmann“ bezeichnet, weil er sich viel seinen Liebhabeereien hingibt. In solchen Verhältnissen tritt nun die Tätigkeit der Frau für die Ernährung des Stammes stark hervor. Die Jagdbeute, die der Mann heimbringt, ist nicht immer so ergiebig, daß auch für Frauen und Kinder etwas davon abfällt. Das Weib ist daher auf die Beschaffung sichererer Nahrungsmittel angewiesen; sie bringt Vorräte zusammen, an deren Verpeisung auch die Herren der Schöpfung, wenn sie einmal selbst nichts haben, teilnehmen. Bei den Australiern und Bushleuten ist da eine richtige Arbeitsteilung unter den Geschlechtern eingeführt. Dazu kommt, daß gewisse Nahrungsmittel der primitiven Völker in Gruben durch Gärung gewonnen werden; das ist ein mühsames und umständliches Verfahren, das in der Hauptsache in den Händen der älteren Frauen liegt. Eine ganze Anzahl der wildgewonnenen pflanzlichen Nahrungsmittel wäre ohne das schwierige und mühsame Zubereitungsverfahren durch Gärung völlig ungenießbar. Leben doch diese Völker zum Teil sogar von Giftpflanzen, die erst durch diese Prozedur unschädlich werden; so ist die Hauptnahrung im ganzen Waldgebiet Brasiliens

der Maniok, eine ausgesprochene Giftpflanze. Mätfelhaft wäre es auch, wie die Australier bei ihren großen Festen zur Männerweiche wochenlang in Scharen beieinander sind, ohne irgendwelche Nahrung zu gewinnen, wenn sie nicht von den Vorräten der Frauen lebten. Hahn kommt nach all diesem zu dem Resultat, daß der Teil der Wirtschaft, der sich auf die Verwendung pflanzlicher Nahrungsmittel und den Pflanzenanbau erstreckt, durch die Initiative und den Unternehmungsgeist der Frau geschaffen und ausgebildet worden ist.

Naturwissenschaftliches.

Landwirbeltiere ohne Lunge. Daß alles, was da atmet im rosigen Licht, der Lunge zum Leben bedürfe, ist eine Anschauung, die uns nach allem, was wir von Biologie wissen, selbstverständlich geworden ist. Und doch gibt es Wirbeltiere, gleich uns, die Luft atmen, genau wie wir; und doch keine Spur von einer Lunge haben. Auf diese wundersamen Landwirbeltiere macht Wilhelm Bölsche in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ aufmerksam. Es sind die Mitglieber einer Lurdfamilie, der Gattung *Spelerpes*, deren einziger in Europa lebender Vertreter der braune Höhlensalamander in Italien ist. Alle seine Genossen von der engeren Gattung wie einem sich anschließenden größeren Kreise wohnen sonst in Nord- und Südafrika. Bei diesem ganzen Geschlecht von mehr als einem halbhundert verschiedener Arten müßte man eigentlich ein paar kräftig entwickelte Lungenspiegel vermuten. Denn die verwandten Tiere, wie Feuersalamander und Zeichmolch, sind zwar darin Amphibien, daß sie als freie Kaulquappen im Wasser mit fischhaften Kiemen Wasserluft atmen können, aber wenn sie als reife Geschöpfe aufs Land gehen, haben sie so gut Lungen zu freier Luftatmung wie nur irgendein Säugetier oder wie Menschen selber. Um so überraschender muß nun die Kunde klingen, daß die Anatomen beim genauen Bergleibern der *Spelerpes*-arten auch nicht das allerkleinste Substanzspitzelchen gefunden haben, das auf eine Lunge gedeutet werden könnte. Es ist sonst ein vielgestaltetes Völllein; manche dieser Molche klettern hoch auf Bäume, andere können weite Sprünge vollführen; manche haben einen Greifschwanz, an dem sie sich eine Weile schwebend erhalten, noch andere führen lange Zähne zur Wehr; die einen leben streng auf dem Lande wie der italienische Höhlensalamander, andere gehen auch ins Wasser. Allen gemein ist aber der Verzicht auf jedes besondere Atmungsorgan. Schaut man einem solchen lungenlosen Salamander eine Weile zu, so gewahrt man mit Befremden ein unablässiges schnelles Schwingen der Kehlhaut, das eigentlich auf eine sehr heftige Lungenarbeit schließen ließe. Aber der geheimnisvolle Lurch atmet nicht vom Mund in den Lungenschlund, sondern er atmet mit der Mundhöhle selber. Schon hier treten die Blutgefäße zum nötigen Gasaustausch unmittelbar heran. Und dies Atmungsfeld breitet sich dann über die gesamte äußere Körperfläche bis in die entlegensten Ausläufer. Besonders sind es merkwürdigerweise die Beine, die oft durch ein sehr starkes oberflächliches Blutnetz am erfolgreichsten diesem Zweck dienen.

Eine Erklärung für das einzigartige Phänomen läßt sich finden, wenn man diese wunderbarste „Anpassung“ auf ursprüngliche Verhältnisse zurückführt, wie sie gerade bei dem italienischen Höhlensalamander sich noch deutlich erkennen lassen. Diese Molche müssen lange Zeit weder völlig auf dem Trockenen noch völlig im wirtlichen Wasser gelebt haben. An feuchten Grottenwänden kletternd, erhielten sie einen immerwährenden feinen Sprühregen auf Maul und Haut, der die ja stets ein wenig vorhandene Atmung der äußeren Haut durch die beständige Reizung außerordentlich verstärkte. So haben denn diese Molche, nachdem sich eine regelrechte Hautatmung bei ihnen entwickelt hatte, die Lunge nachträglich wieder abgeschafft. Denn zweifellos gehörte zur gesamten Organisationshöhe des echten Molches auch der ursprüngliche Besitz einer Lunge in reifem Zustand.

Landwirtschaftliches.

Ein Konkurrent der Kartoffel. Der Kartoffel ist in ihrer weiteren Heimat Amerika ein gefährlicher Konkurrent entstanden. In Florida züchtet man mit großem Erfolge die Datscheenpflanze, die eine Ergiebigkeit von 400—450 Bushels auf den Acre hat, den Bushel zu 36,348 Liter, den Acre zu 40,487 Ar gerechnet. Als Ersatz für marktfähige Kartoffeln hat die Datschee ihr Versuchsstadium bereits hinter sich. Bei einer Reihe von Gastmählern in Washington, Philadelphia und New York wurde sie gereicht, und die Aussagen lauteten übereinstimmend dahin, sie übertriffe die Kartoffel bei weitem und habe einen sehr guten, nußartigen Geschmack. Man kann sie kochen, braten oder auf jede andere Art zubereiten, die bei Kartoffeln üblich ist; auch gibt sie eine ausgezeichnete Füllung ab für Kalbfleisch und Geflügel. Die Datschee hat eine gestreifte, haarige Haut, die ihr ein wunderschönes Aussehen verleiht. In der Form hält sie die Mitte zwischen einer großen Kartoffel und einer Zuckerrübe, hat also vor der gewöhnlichen Kartoffel hauptsächlich einen größeren Umfang und ihre Ergiebigkeit voraus, sowie den Umstand, daß sie in heißen, feuchten Gegenden wächst, wo die Kartoffel faulen würde. All das schließt eine Verbilligung in sich. Zudem kommt in Betracht, daß das Kraut der Datschee ein ausgezeichnetes Gemüse gibt, während das Kartoffelkraut kein Nahrungsmittel ist. Das Landwirtschaftsdepartement der Vereinigten Staaten läßt z. B. den Samen der neuen Nährpflanze in allen Teilen des Landes verteilen.